wo er die von den Sekretären mit Blau- und Rothstiften markirten Zeitungen las, und zwar namentlich in Hinsicht auf die Chronik der Unfälle, wo es lindernd und helfend einzugreifen galt. Auf dem Rand bemerkte er dann mit Stahlfeder, in welcher Weise und mit welchen Summen (von 100 bis 10 000 oder gar 50 000 Lire) vorzugehen sei. Von 12 bis 1 Uhr Lunch „en petit comité" mit einem dem Geschmack des Koches überlassenen Menu; der König trank beim Lunch wie bei allen Mahlzeiten nur Eiswasser. Bloß bei der Hauptmahlzeit, des Abends, genehmigte er mitunter ein halbes Gläschen alten Rothwein aus Piemont. Die Zeit von 1 bis 4 Uhr war dem Empfang aller möglichen Persönlichkeiten gewidmet; um 4 Uhr ließ der König anspannen (er selbst überdachte die Ordre nach den Stallungen und gab im letzten Augenblick erst das Ziel der Spazierfahrt an), und dann ging es entweder nach dem „Viale Parioli" vor der Porta del Popolo, nach der Villa Borghese oder sonst wohin in die Campagna Romana.

Immerhin war der König seit dem Attentat Acciarito's vorsichtiger geworden; er fuhr seitdem nur in dem hochgebauten, von ihm selbst gelenkten Phaëton aus, wo ihn so leicht kein Mörderdolch erreichen konnte. Nach der Rückkehr kurze Durchsicht der eingelaufenen Correspondenzen und Telegramme, worauf der König die Königin zum Diner abholte, zu dem gewöhnlich ein Dutzend Gäste geladen war, und dem eine musikalische Unterhaltung oder dergleichen zu folgen pflegte. Der König zog seinerseits eine Partie Billard, Schach oder auch Karten vor, wie er denn kein Freund der Musik und insbesondere nicht des Theaters war. Wenn man — äußerte er — den ganzen Tag König sein muß, so darf man wenigstens Abends seinem Privatvergnügen leben.

König Umberto war, genau wie sein Vater, ein großer Sportsmann, machte gern Bergpartien und war leidenschaftlicher Jäger. In seiner Domäne in Castel Porziano unterhielt er sich außerdem häufig damit, im Schweiße seines Angesichts Sand aufzuladen, und auf die schüchternen Einwände des Arztes meinte er, das bekomme ihm tausendmal besser als alle Rezepte und Arzneien. Bekannt ist, daß der König einmal seinen früheren Leibarzt Dr. Caglione, der ihm bei einer schweren Erkältung Abends Pulver verschrieben hatte, am anderen Morgen als der Arzt, vom Zustande des Monarchen befriedigt, rieth, der Kranke möge mit dem Pulver fortfahren, mittheilte, er habe die Arzneien in den — Kamin geworfen. Des Königs Abneigung gegen Aerzte und Arznei war unbesiegbar; dies hatte aber auch seine Schattenseite, wie denn die seit Jahren anhaltenden Hustenanfälle und Athmungsbeschwerden nicht radical bekämpft werden konnten. Deshalb die Schlaflosigkeit, die den König so häufig quälte. Gut bekam ihm indessen, daß er seit Jahr und Tag allen alkoholischen Getränken, sowie dem Cigarrenrauchen Fehde geschworen.

König Umberto hatte sich bekanntlich sehr gut erhalten, er war von stattlichem Aeußern, nur daß er völlig ergraut war. Vergebens suchte die Königin ihn zu bestimmen, sich doch Haare und Schnurbart zu färben, wie weiland Viktor Emanuel; der König wollte davon nichts wissen. Da ließ sich die Königin Margherita das allerfeinste Haarfärbemittel aus Paris kommen, und eines schönen Tages fand Umberto ein säuberlich verpacktes Flacon sammt Gebrauchsanweisung auf seinem Toilettetisch stehen. Nun hatte die Königin einen wunderschönen schneeweißen Pudel. Wie erstaunt war sie aber, als ihr vierfüßiger Freund sich kurz darauf mit rabenschwarzem Fell bei ihr einstellte. „Wer hat Dich so zugerichtet, armer Trapi?" rief Königin Margherita aus und schlug die Hände zusammen. — „Und Dein Mann" — unterbrach sie der König lachend — „hätte sich so zurichten lassen sollen?" Von da an drang Margherita nicht weiter auf die Anwendung von Schönheitsmitteln.

Die Wirren in China.

-φ. Die Nachrichten, die neuerdings aus Ostasien eingelaufen sind, lassen nachträglich die Thatsache, daß die Admirale sich über den

Oberbefehl

nicht einigen konnten, in einem wenig erfreulichen Lichte erscheinen. Mit Befriedigung darf nochmals constatirt werden, daß auf deutscher Seite das hindernde Moment nicht gelegen; wie uns versichert wird, ist ebenso wie Deutschland auch Frankreich bereit gewesen, sich jedem Oberbefehl unterzuordnen. Wenn auch keinem Zweifel unterliegt, daß vielleicht diplomatische Verhandlungen schließlich zu einer Einigung führen würden, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß die Verhandlungen gerade so viel Zeit beanspruchen würden, als die Chinesen bedürften, um die sämmtlichen noch in Peking lebenden Europäer sammt den völkerrechtswidrig zurückgehaltenen Gesandtschaften um das Leben zu bringen. Es ist daher ein verständiges Vorgehen, daß man mit den Thatsachen rechnet und der

Marsch nach Peking

angetreten wird oder schon ist, wenn auch ein formeller Oberbefehlshaber nicht da ist. Bei dem Einvernehmen der Mächte in dem Puncte, daß vor Allem ihre Vertretungen befreit werden müssen und diese an einem Puncte gemeinsam zurückgehalten werden, ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die einzelnen Abtheilungen „getrennt marschiren und vereint schlagen" und unter selbstständigem Commando doch gemeinsam vorgehen werden, als ob ein einheitlicher Oberbefehl bestünde. Nach den letzten in Berlin eingegangenen Telegrammen soll mit Bestimmtheit darauf zu rechnen sein, daß die Gesandten und die übrigen Europäer sofort ihres Lebens und ihrer Freiheit sicher sind, sobald eine einigermaßen operationsfähige Truppenmacht an die Mauern von Peking gerückt ist. Auch sieht es bis jetzt nicht so aus, als ob den Verbündeten auf dem Wege dorthin unüberwindlicher Widerstand entgegengesetzt werden wird. Nach dem Bericht des nach Tientsin zurückgekehrten Missionsschülers wenigstens sind bei Yangtsun, der ersten größeren Etappe unter General Sung, nur 10 000 Mann und bei Peitsang nur ebenso viel unter General Ma vereinigt.

Die Gesandten in Peking.

Die „Agenzia Stefani" meldet aus Taku (via Tschifu) vom 30. Juli: Der Commandant der „Elba" theilt mit, ein Brief des englischen Gesandten in Peking vom 25. Juli bestätige die von dem japanischen Militär-Attaché gemachten Mittheilungen und fügt hinzu, daß die chinesische Regierung am 20. Juli die erneute Forderung an die fremden Gesandten gestellt habe, Peking zu verlassen. Die Gesandten hätten diese Forderung abgelehnt.

Das ist wieder ein novum. Nach der bisherigen, auf Mittheilungen Li-Hung-Tschangs sich gründenden Annahme, sollten die Gesandten von der chinesischen Regierung als Geiseln zurückgehalten werden. Wenn die Gesandten es vorgezogen haben, in Peking zu bleiben, so ist dies zweifellos darum geschehen, weil sie, trotz der ihnen etwa mitgegebenen Escorte unterwegs sicherlich von den chinesischen Banduren massacrirt worden wären, während sie in Peking immer noch hoffen konnten, sich bis zum Eintreffen des Entsatzcorps zu halten. Ob diese Hoffnung sich erfüllt, steht freilich noch dahin. Lebensmittel und Munition sollten vom 22. Juli ab nur noch eine Woche reichen, das wäre also bis zum 30.; an diesem Tage aber dürfte der Entsatz erst von Tientsin aufgebrochen sein.

---

* **Tokio**, 31. Juli. Eine Depesche aus Niutschwang bestätigt die Meldung, daß am 26. d. die Russen das chinesische Lager angriffen und ein etwa zweistündiger Kampf folgte und fügt hinzu, daß die Lage in Niutschwang gefährlich sei. Dieselbe meldet ferner, daß ebenfalls am 26. Juli 4000 Russen von 7000 Chinesen bei Ta-schi-Kiong angegriffen wurden, worauf den ganzen Tag über gekämpft wurde.

* **Petersburg**, 1. August. Der Hauptingenieur Jugowitsch benachrichtigte am 23. Juli die russische Bevölkerung Charbins, da die Chinesen baldige kriegerische Operationen von Yüsur aus in Aussicht stellen, sollten sich Weiber, Kinder und waffenlose Männer auf Dampfern flußaufwärts zur Grenze begeben. Dagegen bittet Jugowitsch, der am Platze bleibe, alle Beamten, Maschinisten, Telegraphisten und Aerzte ebenfalls zu bleiben, um den Eisenbahn- und Dampferverkehr aufrecht zu erhalten.

* **Petersburg**, 1. August. Der Viceadmiral Alexejew meldet vom 28. Juli aus Tschifu, daß bisher Verluste der russischen Abtheilung, welche mit Seymour gegen Peking vorrückten, noch nicht genau festgestellt seien.

Die Beschießung von Taku.

Der „Ostasiatische Lloyd" bringt die folgende erste authentische und fesselnde Schilderung der Vorgänge von Taku, die das Shanghaier Blatt von einem Augenzeugen der Vorgänge erhält, einem Landsmanne des Capitäns Lans, Herrn Felix Schmellitschek aus Sydney, einem geborenen Weseler, der sich in Geschäften in Tientsin aufhielt und gerade abreisen wollte, als die Kämpfe ausbrachen. Herr Schmellitschek schreibt:

„Am Sonnabend, den 16. Juni, Nachmittags 5 Uhr, wurde an Bord des russischen Kreuzers eine Conferenz der Commandanten aller im Hafen von Taku stationirten Kriegsschiffe abgehalten und beschlossen, ein Ultimatum an den chinesischen General mit der Forderung zu senden, die Forts bis um 2 Uhr Morgens zu räumen. Tags zuvor waren bedeutende Massen von Truppen in die Forts geworfen und die Lage für die innerhalb der Barre gelegenen Schiffe sehr kritisch geworden. Der amerikanische Commandant weigerte sich, an der Beschießung theilzunehmen, da seine Instruction laute, nur dann einzugreifen, wenn amerikanische Bürger und amerikanisches Eigenthum bedroht seien. Ein russischer Oberst wurde mit der Uebergabe des Ultimatums betraut. Eine Angriffstruppe zu Land, bestehend aus etwa 800 Mann Deutschen, Engländern, Russen, Oesterreichern und Japanern unter dem Befehl des Capitäns zur See Pohl, Commandanten S. M. S. „Hansa", war in der Nähe des Bahnhofes stationirt und hatte Befehl, um 2 Uhr Morgens marschbereit zu sein. Gegen 9 Uhr Abends nahm ich Abschied von den Officieren des Kanonenbootes „Iltis" und meinem Jugendfreunde, dem Commandanten des „Iltis", Corvettencapitän Lans. „Gott sei Dank", sagte er beim Abschied, „die Würfel sind gefallen, die Lage ist sehr ernst; wer weiß, ob wir uns wiedersehen, leb' wohl! Du wirst bald den „Iltis" hören. In einer Stunde hoffen wir die chinesischen Kanonen zum Schweigen zu bringen." Ein Berichterstatter des „Ostasiatischen Lloyd" und ein Adjutant des Chefs des deutschen Geschwaders, Viceadmirals Bendemann, waren an Bord des „Iltis" geblieben. Die Kriegsschiffe beabsichtigten, sich um 3 Uhr Morgens bei Hochwasser vor die Forts zu legen, und zwar in folgender Reihenfolge: 1) englisches Kanonenboot „Algerine", 2) deutsches Kanonenboot „Iltis", 3) französisches Kanonenboot „Lion", 4) russisches Kanonenboot „Bobr", dann sollten folgen die englischen Torpedobootzerstörer „Whiting" und „Fame", sowie das russische Torpedoboot „Guadamak". Ich begab mich an Bord des deutschen Dampfers „Knivsberg", der eine Menge Flüchtlinge, etwa 200 Chinesen und die vertriebenen Belgier mit ihren Familien, aufgenommen hatte. Gegen 10 Uhr suchte Jeder sein Lager auf, in der Erwartung der kommenden Ereignisse. Plötzlich, es war genau 10 Minuten nach 1 Uhr Morgens, wurde meine Cabine durch den Blitz eines Schusses hell erleuchtet, ein furchtbarer Krach folgte. Entsetzt sprang ich aus dem Bett, in dem Glauben, das Schiff sei von einer Granate durchbohrt und geborsten. Zum Glück hatte die Granate nur die Ankerkette getroffen. Es folgte nun Schuß auf Schuß. In der dunkeln Nacht blitzte es unaufhörlich, die Granaten sausten mit unheimlichem Geschwirr über unsere Köpfe. Bei jedem Schuß duckte man sich unwillkürlich. Erst allmählich schwand die Furcht, und mit Gelassenheit verfolgte man den Flug der Geschosse. Gegen 2 Uhr dampfte der „Iltis" Volldampf an uns vorbei; ein begeistertes „Hurrah" brauste von unserm Schiffe zu den Braven hinüber. Kurz darauf folgte der Franzose, der große Schwierigkeiten hatte, sein Schiff gegen den Strom zu wenden. Engländer und Russen lagen bereits in der Nähe der Forts. Die Kanonade begann nun mit fürchterlichem Feuer; man hörte deutlich das Knack-Knack-Knack der Maschinengeschütze des „Iltis" und das Rasseln der Schnellfeuerkanonen vom französischen Kreuzer „Lion", auf dessen Holzmasten zwei Kanonen aufgestellt waren. Zwei russische Kanonenboote fuhren den Fluß hinunter. Englische Torpedozerstörer kamen mit zwei chinesischen Torpedobooten heran, die sie gekapert hatten, und legten sich hinter uns vor Anker. Das Feuer scheint sich auf diese Boote zu richten; wir liegen in der verlängerten Flugline von Forts Nr. 1 und 2. Die Passagiere auf unserem Dampfer werden ängstlich und bitten den Capitän, einige Hundert Meter voraus zu dampfen. Capitän Hansen und der erste Officier der „Knivsberg" bewahrten vollkommene Ruhe und ermunterten die ängstlichen Passagiere. Wir dampften nun einige Hundert Meter voraus, einige Passagiere glauben sich indeß sicherer an Land und werden auf Wunsch an Land gerudert, wo sie sich hinter großen Kohlenlagern schützen. Nur drei Amerikaner und ich blieben an Bord. Gegen 3 Uhr 30 Min. fing es an hell zu werden; die Sonne ging blutroth auf; ein Fort war in Brand geschossen. Immer mehr Granaten sausen um uns herum und schlagen vor und hinter uns ins Wasser. Ein Granatenschuß ging quer über das Deck des amerikanischen Kanonenbootes „Monocacy" und zerschlug ein Rettungsboot, darauf dampfte das Boot flußaufwärts, um in Sicherheit zu kommen. Ein anderer Schuß streifte den Dampfer, der dicht vor uns lag, richtete indeß nur wenig Schaden an. Von der Brücke beobachteten wir das großartige Schauspiel; der „Iltis" hatte an beiden Masten große deutsche Kriegsflaggen gehißt. Die Forts beginnen sich auf die Distanzen einzuschießen; die Lage wird immer gefährlicher, ein Treffer in den ungepanzerten „Iltis" hatte genügt, denselben außer Gefecht zu setzen. Da sehen wir den „Iltis" stolz vorausdampfen, an der „Algerine" vorbei und Stellung dicht unter dem ersten (Nord)-Fort nehmen; die „Algerine" begrüßt den „Iltis" mit begeistertem Hip hip hurrah und folgt langsam nach; die Russen bleiben liegen. Wie ich später erfuhre, hatte das russische Kanonenboot einen Schuß durch die Kesselräume und war zum Theil unter Wasser. Deutsche, Engländer und Russen schießen vorzüglich; von der Brücke konnten wir die Treffer genau beobachten. In diesem Moment fliegen auch Gewehrkugeln, wahrscheinlich Schrapnels, um unsere Köpfe und veranlassen uns, die Brücke schleunigst zu verlassen. Es brennt nun an vielen Stellen; auf der „Iltis" geht ein Signal, ein Ball, auf; das Signal für die Landungstruppen zum Avanciren. Capitän Pohl war bei Beginn der Kanonade mit seiner Truppe vorgerückt. Angesichts des heftigen Granatfeuers zog er indeß seine Leute zurück, um seine Kräfte für den entscheidenden Moment zu reserviren. Sobald das Signal gegeben, rückten die Truppen im Laufschritt vor, warfen sich beim Annähern der Granaten zu Boden und avancirten in aufgelösten Colonnen. In der Nähe des ersten Forts wird ein mörderisches Schnellfeuer auf die Truppe gerichtet, die Avantgarde feuert mit Maschinenkanonen, jede Nation wetteifert mit der anderen an Muth und Tapferkeit. Die Japaner erklettern die Forts mit offenbarer Geschwindigkeit, dem ersten wird der Kopf mit einem Beil gespalten, zwei Officiere und 25 Mann sind getödtet und verwundet. Engländer und Deutsche folgen, ein englischer Officier steht schon auf der Spitze des Forts, während die Chinesen noch von der Mitte des Forts mit Gewehren schießen. Oesterreicher und Russen stürmen das zweite Fort, ein österreichischer Kanonier wendet ein chinesisches Geschütz nach dem dritten Süd-Fort, und obwohl ihm die Technik des Geschützes fremd, gelang es ihm, mit dem ersten Schuß ein großes Pulvermagazin im dritten Fort in Brand zu schießen. Eine ungeheure Säule — etwa 200 Fuß hoch —, von aufgeworfener Erde vermischt, mit weißen, zischenden Dämpfen, ging in die Luft, und in den Trümmern wurden unzählige Chinesen begraben. Unser Dampfer wurde von dem Luftdruck hochgehoben. Es war mittlerweile 6 Uhr geworden. Wir beobachteten, wie die Truppen von Pinassen über den Fluß gesetzt wurden; das Feuer von den Kanonenbooten verstummte. Deutsche und Oesterreicher stürmten das dritte Fort; um 6 Uhr 50 Min. sahen wir die deutsche Flagge auf dem dritten Fort, die englische und japanische auf dem ersten Fort und die russische auf dem zweiten Fort. Wir brachten den Siegern ein donnerndes „Hurrah" und flaggten unser Schiff über die Toppen. Erleichtert athmeten wir auf; Niemand hätte einen solchen Widerstand erwartet. Die Chinesen hatten etwa 54 Geschütze auf den Forts, darunter manche Armstrong neuester Construction. Es wurde durchweg zu hoch geschossen; wären die Geschütze besser bedient, so hätten die kleinen Kanonenboote und 800 Mann Angriffstruppen diese drei Forts niemals nehmen können. Nachdem Fort 3 genommen, flohen die Chinesen in hellen Haufen und leisteten auf Fort 4 keinen Widerstand. Die Forts südlich von dem Dampfer „Knivsberg" waren zum Glück nicht besetzt, es waren nur einige leichte Feldgeschütze wahrzunehmen. Die Tapferen auf dem „Iltis" haben den Sieg mit theuerem Blute erkaufen müssen. Dem unerschrockenen und braven Capitän Lans wurde der Fuß von einer Granate zerschmettert und sein Gesicht durch einen Granatsplitter verletzt. In eine Pinasse getragen, wich er nicht von der Seite seines Schiffes, bis der Sieg errungen war. Die Liste der Todten und Verwundeten ist: S. M. S. „Iltis": Commandant Lans schwer verwundet, Oberleutnant Hellmann todt, 7 Mann todt, 7 Mann schwer verwundet, 10 Mann leicht verwundet. Engl. „Algerine": 1 Officier todt, 3 Mann verwundet. Franz. „Lion": 1 Officier todt, 1 Mann verwundet. Russ. „Korejetz": 2 Officiere verwundet, 8 Mann todt, 12 Mann verwundet. „Haidamak": 1 Officier verwundet, 8 Mann todt, 10 Mann verwundet, 20 Mann verbrannt bei der Explosion des Kessels. Das Oberdeck des „Iltis" war fast gänzlich demolirt, der russische Kreuzer hatte einen Schuß durch die Kesselräume, die Beschädigungen auf den anderen Schiffen konnte ich beim Vorbeifahren nicht wahrnehmen. Gegen 11 Uhr besuchte ich die Forts; die Verwüstung war eine ungeheure, besonders auf Fort 1 lagen Leichen und Verstümmelte in großen Haufen, die Russen schlugen die Verwundeten mit dem Kolben todt. Viele Montirungen der großen Geschütze waren vollständig demolirt. Es waren noch große Vorräthe von Munition und Gewehren vorhanden.

Das Innere der Forts war mit Sprengstücken besäet. In dem Quartier des chinesischen Generals hatte Capitän Pohl seinen Stab aufgeschlagen. Als Kuriosum fanden wir dort Bildnisse S. M. des deutschen Kaisers, des Prinzen von Wales und des Kaisers von Japan vor. Um 12 Uhr wurden etwa 19 von den Chinesen quer über den Fluß gelegte Minen gesprengt. Die Kanonenboote und die Angriffstruppen haben Heroisches geleistet. Drei starke Forts mit 800 Mann zu nehmen, steht wohl einzig da in der Geschichte!

Ein dreifaches „Hoch" den wackeren Truppen!!!

Taku, an Bord der „Knivsberg", den 17. Juni 1900.

Felix Schmellitschek."

Der „Iltis" hat, so schließt der Bericht, in der Schlacht vor Taku seine Feuertaufe erhalten. Das Vertrauen, das das Deutschthum Ostasiens, das sich mit dem „Iltis" und seiner Besatzung ganz besonders eng verbunden fühlt, in den neuen „Iltis" gesetzt hat, hat dieser glänzend gerechtfertigt. Es wird in diesen Tagen ein Jahr, daß der „Iltis" am Südostvorgebirge Schantungs anlegte und seine Officiere und Mannschaften das Grab der mit dem alten „Iltis" untergegangenen Männer besuchten. Damals sprach Corvetten-Capitän Lans, während die Mannschaft präsentirte, die Worte:

„Im Namen der Besatzung des neuen „Iltis" gelobe ich an dieser Stelle, daß Noth und Gefahr uns nicht anders finden sollen, als die Helden, die hier zur letzten Ruhe gebettet sind."

Das Wort, das am 1. Juli 1899 verpfändet wurde, hat der „Iltis" am 16. Juni vor Taku eingelöst.

Hurrah dem „Iltis" und seinem Commandanten!

Der Krieg in Südafrika.

—φ. Wir müssen nochmals auf die Uebergabe des Boerengenerals

Prinsloo

bei Fouriesburg zurückkommen. Er hat, wie gemeldet, nicht mit 5000 Mann, sondern nur mit 986 capitulirt, aber es sind ihm noch einige seiner Untercommandanten gefolgt, so daß die Zahl der im Bethlehemdistrict außer Kampf gesetzten Boeren sich auf ca. 2000 erhöht. Man berichtet uns:

* **London**, 1. August. (Meldung des „Reuter'schen Bureau".) Feldmarschall Roberts meldet aus Pretoria von heute: Noch zwölfhundert Boeren haben sich dem General Hunter gestern mit den Commandanten Louis Fourie und Prinsloo ergeben. Die Commandanten Botgieter und Jeubert ergaben sich an Bruce und Hamilton. Leutnant Andersen und dänische Officiere der Staatsartillerie ergaben sich gleichfalls. Dem Commandanten Olivier gelang es mit 5 Geschützen und einer Schaar Burghers nach dem District Harrysmith durchzubrechen.

Es scheint Factum zu sein, daß Prinsloo von den englischen Generälen Hunter und Macdonald im Bethlehemdistricte derartig in die Enge getrieben war, daß er jeden Ausweg verschlossen sah; falls nicht etwa die persönliche Abneigung des Commandanten, weiter am Kriege theilzunehmen, gar den Anschlag in dieser Affäre gegeben hat. General Prinsloo war es bekanntlich, der vor einigen Monaten auf Veranlassung des Präsidenten Krüger auf seiner Farm, auf welche er sich, zunächst mit Erlaubniß seiner Kriegsoberen des Kämpfens müde zurückgezogen hatte, durch Johannesburger Geheimpolizisten verhaftet und dann durch kriegsgerichtliche Entscheidung gezwungen wurde, in seine Commandostelle in der Front zurückzukehren. Er war zuletzt einer der Unterführer des Generals Christian de Wet und scheint nach dem glücklich vollzogenen Durchbruch des Letzteren nach Norden den Befehl über die im Bethlehem-Bezirke zurückgebliebenen Boeren-Commandos geführt zu haben. Nach den Berichten der letzten Tage und selbst Wochen muß die Lage der Freistaatler in dem genannten Theile des Kriegstheaters längst eine sehr prekäre gewesen sein, da die Munition und die

---

die mondscheinüberstrahlte Ebene den Diamantfeldern von Kimberley entgegen.

Am andern Tage erreichte man die Diamantenstadt selbst. Dort, wo vor fünfzehn Jahren noch ein wüster Haufen von Wellblech- und Lehmhütten gestanden, erhob sich heute eine moderne Stadt mit prächtigen Bauten, breiten, geraden Straßen, die Abends helles elektrisches Licht durchfluthete. Eine bunte Menge strömte durch die Straßen; weiße, gelbe, braune und schwarze Menschen. Das redet und flucht in allen Sprachen der Welt. Das rennt und stürzt und hastet, nur von dem einen Gedanken beseelt: rasch reich zu werden! Die Taschen mit Gold und Diamanten zu füllen, dann den Staub Kimberleys und seiner Diamantengruben von den Füßen zu schütteln und in London, Paris, New York das Leben zu genießen. Und zwischen den reichen Speculanten, den protzenden Börsenleuten und feilschenden Händlern, da drängt sich eine hungrige, gierige Menge armseliger, halbverkommener Menschen weißer und schwarzer Rasse, um sein Theil von dem Reichthum zu erlangen. Die Jagd nach dem Golde trat hier in einem ergreifenden Bilde in die Erscheinung.

„Von hier muß der Eingang zur Hölle nit weit sein", meinte Graf Sellien. „Wenn unser Gepäck angekommen ist, gehen wir weiter. Die Wüste ist ja ein Paradies hiergegen."

Hans war es zufrieden, denn er schauderte vor dem Gedanken zurück, sich unter diese goldgierige Menge mischen zu sollen.

Drittes Capitel.

Im röthlichen Lichte der aufgehenden Sonne erschimmerten die felsigen, wildzerrissenen Gipfel der Drakensberge, welche sich gleich einem unübersteigbaren Riesenwall schützend vor die östliche Grenze des Transvaal-Freistaates und der Oranje-Republik legen, als wollten sie, trotzig wie das freie Volk der Boeren selbst, jedem Fremden, jedem Feinde den Eintritt in das Land verwehren.

Aber nur zögernd scheint die Nacht dem anbrechenden Tage weichen zu wollen. Der dichte Morgennebel, welcher dem regengetränkten Boden entsteigt, erhebt sich nur langsam, von einer leichten Morgenbrise getragen, und verschleiert das nahe emporsteigende Gebirge, dessen zerrissene Felszacken mit weißen, wallenden Gewändern bekleidend. Jetzt jedoch schießen die Strahlenpfeile der Sonne durch das wallende Nebelmeer, verfolgen die hin und her schwankenden Nebelgestalten bis in die tiefsten Schlupfwinkel, tiefer und tiefer sinken die Schatten der Nacht, und plötzlich überfluthet ein goldenes Lichtmeer die Gipfel der Gebirge, die meilenweiten Wälder und die saftig grünen Niederungen, welche sich vom Fuße des Gebirges nach Osten zu ziehen.

Aus dem Inneren eines einfachen, mit rothbraunen Schindeln bedeckten Hauses tritt die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens auf die von Wein umrankte Veranda. Das blaue Auge des Mädchens scheint sich an dem hübschen, im Sonnenschein erglänzenden Landschaftsbilde zu weiden. Auf einer kleinen Anhöhe, die sich an einen prächtigen Hochwald anlehnt, erhebt sich das Haus mit dem daselbe umgebenden Gehöft. Dort die langgestreckten Vorrathshäuser, an der anderen Seite einige Hütten für die schwarzen Feldarbeiter, Stallungen für die Pferde, und vor dem Hause ein gut gehaltener Hof, auf dem die Ackergeräthe stehen und sich eine große Schaar von Tauben, Hühnern und anderem Federvieh tummelt. Drei oder vier kräftige Jagdhunde lagen ausgestreckt in dem warmen Licht der Sonne und näherten sich jetzt schweifwedelnd dem jungen Mädchen.

Weiter unterhalb liegt der eingezäunte Kraal für die Kühe, Schafe und Ziegen, die weidend das frische, grüne Gras abrupfen. Ueber den Kraal hinweg schweift das Auge über Felder und Wiesen, die in dem Glanze der Morgensonne prangen. Ueppig grünendes Gras wogt im Winde und ist nur hier und da von den Zugthieren oder dem weidenden Vieh niedergetreten.

Nach Norden umschließen dieses liebliche Landschaftsbild wieder hohe Berge, auf denen noch die Schatten der Nacht zu ruhen scheinen. Es liegt über ihnen ein dunkler Nebel, wie eine gefahrdrohende Wolke. Ein breiterer Fahrweg führt quer durch das Thal nach jenen Bergen, einen schmaleren Weg nach dem einsamen Gehöft entsendend.

Das junge Mädchen ist in ein einfaches, hellfarbiges Gewand gekleidet. Die goldblonden Flechten legen sich wie eine Krone um ihr zierliches Haupt, in zahlreichen Löckchen auf die weiße Stirn und den Nacken niederfallend. Das Antlitz zeigt eine gesunde Frische, doch auch der nachdenkliche Zug, dem tiefere Bildung verleiht. Dieses Mädchen paßte auch in die Kleidung einer Dame hinein. Ernsthaft und sinnend blicken die großen, blauen Augen nach den nebelumhüllten Bergen hinüber, und lauschend steht sie da, als erwarte sie jeden Augenblick von den Bergen her ein Geräusch zu hören.

Jetzt betritt eine schwarze Dienerin in blauem Kattunkleide, aber mit nackten Armen und Füßen, die Veranda und beginnt den einfachen Frühstückstisch zu ordnen — selbstgebackenes Brod, frische Butter, einige Eier, Thee und Milch stellt sie auf den Tisch.

„Es ist gut, Betsy," sagte das junge Mädchen lächelnd in englischer Sprache. „Ich muß Dich loben, Du hast nichts vergessen."

„O Betsy sein sehr aufmerksam," erwiderte die Schwarze, „sonst werden Baas sehr böse."

Ein Schatten fliegt über das Antlitz des jungen Mädchens.

„Du sollst nicht Baas sagen, Betsy," sagte sie kurz. „Wir sind keine Boeren und dulden auch ihre Sprache nicht in unserem Hause. Du weißt ja auch, daß die Boeren unser Land mit Krieg überzogen haben."

„Ja, Miß Marty," entgegnete Betsy kleinlaut. „Aber die viel großen tapferen Soldaten der Königin mit den großen Gewehren auf Rücken, die gestern hier vorübergezogen sind, werden die Boeren schon wieder hinter die Drakensberge zurückjagen, Miß . . . ."

„Wir wollen es hoffen," sagte Miß Marty ernst. „Und jetzt rufe den Herrn."

„Massa Walter sein schon fortgeritten . . . ."

„Wie? Mein Vater ist schon fort?"

„Massa sagte, daß Massa bald wieder kommen wollte."

„So werde ich warten. — Gehe nur."

Betsy entfernte sich und Miß Marty setzte sich, den Arm auf die Brüstung der Veranda stützend, und blickte ernst in den sonnenglänzenden Morgen hinaus.

Auf dem Hofe war es lebendig geworden. Schwarze Arbeiter und Arbeiterinnen begaben sich unter der Aufsicht eines älteren weißen Mannes zur Feldarbeit. Der weiße Mann erhob grüßend den breitrandigen Strohhut vom Haupte, Marty nickte ihm zu und fragte auf deutsch: „Habt Ihr meinen Vater schon gesehen, Wedekind?"

„Ja, Fräulein", entgegnete der Mann. „Herr Walter wollte nach den Bergen hinüberreiten, um vielleicht etwas Näheres über die kriegerischen Vorfälle bei Elandslaagte und Dundee zu erfahren. Er will aber bald wieder zurück sein."

„Es ist gut, ich danke Euch."

Der alte Mann grüßte, schwang sich in den Sattel seines derbknochigen Pferdes und folgte in kurzem Trabe den schwarzen Arbeitern.

Marty versank in Nachdenken. Sollte wirklich die friedliche Stille dieses Thales durch den wilden Lärm des Krieges verscheucht werden? Sie war noch nicht lange wieder in ihre südafrikanische Heimath zurückgekehrt, zwei Jahre hatte sie zu ihrer Ausbildung bei Verwandten ihres Vaters in Deutschland verbracht, dann bei Verwandten ihrer englischen Mutter in England — da rief sie die schwere Erkrankung der Mutter nach Capstadt zurück. Nach wenigen Monaten starb die Mutter und Marty folgte ihrem Vater nach der einsam in der Nähe von Ladysmith in Natal liegenden Besitzung Georgsfarm, die ihr Bruder Henry bewirthschaftete.

Der Vater war das Leben in den einsamen Bergen auf den einsamen Triften gewöhnt; seit vierzig Jahren war er in Capland ansässig, hatte verschiedene Farmen besessen, seit zehn Jahren gehörte ihm die große und schöne Georgsfarm bei Ladysmith. Nur die Erkrankung seiner Frau, einer Engländerin aus Capstadt, hatte ihn auf längere Zeit nach dieser Stadt geführt. Jetzt kehrte er zu seinen geliebten Bergen zurück.

Und Marty folgte ihm nicht ungern. Der Tod der Mutter hatte den Ernst ihres Herzens noch vertieft: oftmals blickte sie der Vater erstaunt und forschend an. Es war, als ob ein geheimer Kummer an dem Herzen Marty's nagte. Sie liebte jetzt auch die Einsamkeit der weiten, grünen Triften Natals und die wilde Romantik der Drakens- und Biggarsberge, durch die sich der Tugelafluß schäumend und brausend sein felsiges Bett bahnte.

Und dann kam der Krieg! Immer mehr hatte sich der politische und sociale Gegensatz zwischen den Engländern und Boeren verschärft. Die Boeren standen trotzig stolz auf zum Kampfe für ihre Selbstständigkeit und drangen durch die Pässe der Drakensberge in das Gebiet Englands ein, das ihnen ihre Freiheit rauben wollte.

Die friedliche Landstadt Ladysmith hatte England zu einem Waffenlager umgeschaffen. General Symons rückte den Boeren entgegen, und gestern zum ersten Male war der dumpfe Donner der Geschütze von Elandslaagte, der nächsten Eisenbahnstation, herübergetönt.

Bei Ladysmith erwartete man den ersten großen Zusammenstoß der gegnerischen Heere.

Ein dumpfer, rollender Ton schreckte Marty aus ihren Träumen empor. Das war derselbe dumpfe Ton, der gestern gleich einem fernen Donner unaufhörlich die Berge zu erschüttern schien, so daß man glaubte, die Erde zittere und bebe.

Marty erhob sich und blickte aufmerksam nach den Bergen hinüber.

Da sprengten über die Ebene auf Georgsfarm zu zwei Reiter in scharfem Galopp. Marty erkannte ihren Vater mit dem ihm folgenden schwarzen Diener, dem „Boy", wie die persönlichen Diener der Weißen in ganz Südafrika heißen.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.